Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 2

Artikel: Eine Reise in den Süden [Schluss folgt]
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661603

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wandlung.

Und löschten Wolken dir die Sonne aus,
Und schwieg die Freude vor des Windes Klage —
Verzage nicht: es nahen helle Tage,
Des Winters Leuchten füllt dein stilles Haus.

Denn sieh, des Himmels Wolken fallen nieder
In Silberflocken auf die dunkle Welt;
Der Erde Gram, von neuem Licht erhellt,
Verwandelt sich in Glanz und Freude wieder.

Rudolf Weckerle.

Eine Reise in den Süden.

Von Ernst Eschmann.

1. Eine Vorfrage: Im Auto — zu Fuß?

Wir zählen heute eine große Schar eifriger Fußwanderer, und sie bezeugen, daß sie um keinen Preis ihre Leidenschaft eintauschen würden an die schönste und bequemste Autofahrt. Die Autofahrer sind anderseits derart eingesponnen und mitgerissen vom Zauber ihrer flinken Reise, daß sie nie und nimmer mehr zurückkehren möchten zum gemächlichen Tempo eines Spazierganges, wie er „in der guten alten Zeit" für alle üblich war.

Es ist manches anders geworden.

Auch die Anschauungen haben sich gewandelt.

Wer hat recht?

Das ist eine müßige Frage. Man kann mit ihr an kein Ende kommen. Zwei grundverschiedene Temperamente werden da nie einig werden. Denn im Grunde hat jeder recht.

Ein vergnüglicher Spaziergang durch Wald und Feld ist mir eine tiefe Erquickung. Er wird mir zum Bedürfnis, wenn der Winter wieder einmal überwunden ist und man frisch-fröhlich ausschreiten kann, ohne befürchten zu müssen, auf den glitschigen Wegen ins Rutschen zu kommen oder gar zu fallen. Man möchte seine Lungen erfüllen mit kräftigem Frühlingsodem, man möchte sich des blauen Himmels freuen. Denn der Nebel ist fort. Man fühlt sich beschwingt und verspürt einen unbändigen Trieb, seinen Tätigkeitsdrang ins Freie hinauszutragen und alles Schöne mit seinen eigenen Beinen zu erobern. So wird es immer wieder eine Offenbarung, den gelben Wiesen entlang zu ziehen, zu beobachten, wie der Wald erwacht, wie die alten Leute sich vor ihrem Hause sonnen und neues Leben trinken. Die Luft ist rein. Die Sicht ist klar. Der Blick reicht „ins fernste, tiefste Tal". Man bekommt nie genug. All diese Herrlichkeiten muß man in sich aufnehmen. Und dazu braucht es Zeit, Besinnung. Man überlegt, man träumt, man schwärmt, man ist beglückt aus tiefstem Grunde des Herzens.

Wenn diese ersten Wonnen ausgekostet sind, wenn die Felder schon wogen und der Sommer ins Land gezogen ist, wenn die Hitze drückt und ein starker Anstieg beschwerlich wird, schaut man ein behendes Auto schon mit andern Augen an, das uns unterwegs begegnet. Man ist auch schon geneigt, ihm einzuräumen, daß es viel Willkommenes fertig bringt. Ja man fängt an es zu bewundern. Denn es leistet Unerhörtes. Es trägt dich von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, an Seen vorbei, durch liebliche Hügellandschaften, und wenn die Straße in mühsamen Windungen sich aufwärts schlängelt, wenn die Bäume zurückbleiben und plötzlich eine Steinwüste sich auftut, wenn der Schnee noch an den Hängen liegt und du so unverhofft im Winter und im Hochgebirge bist, wirst du des Wunders inne, das sich so seltsam um dich herum vollzogen. Du hast einen Gipfel erklommen, du genießest die herrlichste Rundsicht, und doch spürst du nichts von den Strapazen des Aufstieges, du fühlst dich stark und ausgeruht, und wenn du Lust hast, jetzt von hier aus eine Wanderung anzutreten, noch höher hinauf, noch mehr in die Berge, in die Felsen hinein und über die Gletscher, dann verfügst du noch über alle Kräfte und bist von einer Unternehmungslust, die dir auch die schwersten Aufgaben leicht und nicht unlösbar erscheinen läßt. Welche Lust, oben zu sein mit wachen, frischen Sinnen! Doppelt schön ist die Rundsicht, doppelt so reich dein Reiseglück.

Vielleicht hast du auch nicht immer gutes Wetter. Bei blauem Himmel hast du die Fahrt angetreten, inzwischen haben sich Wolken aufgetürmt. Ein Gewitter will kommen. Da fallen auch schon die ersten Tropfen. Blitze zucken, und der Donner rollt. Nun öffnen sich die Schleusen des dunkeln Gewölbes über dir, und wie aus Kübeln gießt der Regen hernieder. Es klopft und hämmert aufs Dach des geduldigen Wagens. Als ob sich nichts abspielte, flitzt er durch die Flut dahin, hoch auf spritzen die Wasser, und

die Räder teilen die brodelnden Bäche. Du verlierst keine Zeit, du fährst dahin wie in einer heimeligen Stube, in der die sorgliche Hausfrau die Fenster geschlossen hat. Du spähst hinaus und entdeckst eine Reisegesellschaft, die von diesem tüchtigen Gusse auf freiem Felde überrascht wurde. Nirgends ein Haus, nirgends eine Hütte, kaum ein Baum. Die Erbarmungswürdigen sehen aus, als hätte man sie aus einem Bache gezogen. Kein Faden ist mehr trocken an ihnen.

Da lobst du dir den Wagen; denn er ist Dach und Schutz, Bahn und Rettung in einem, und wenn das Wetter ausgetobt hat, bist du schon über alle Berge. Du warst schneller als die Wolken, denn hinter dir hangen die Nebel noch herunter, vor dir aber scheint die Sonne schon wieder. Ins Land des schönen Wetters bist du gefahren.

Da verlohnt es sich, dem Wagen ein Lob zu singen. Und wie genügsam er ist! Die Rößlein brauchen Haber und ein gutes Wort, sie wollen ihre Ruhe haben, und wenn die Last und die Anstrengung zu beschwerlich anhängen, stehen sie still und sagen mit den Augen: ich habe genug! Der Wagen ist zufrieden mit Benzin und Öl, er braucht keinen wohlgepflegten Stall. Nach den zwei- bis dreihundert zurückgelegten Kilometern führst du ihn in die Garage, und wenn du unterwegs einmal eine Pause machen willst, hältst du an und trinkst deinen Schoppen. Du bist nicht der unverantwortliche, herzlose Fuhrmann, der sein Pferd ans Geländer der Schenke bindet und es warten und mit den Hufen scharren läßt, du brauchst keine Vorwürfe einzuheimsen. Denn alles ist in Ordnung. Mit einem Hebelgriff steht der Mechanismus still. Ein Hebelgriff setzt ihn am andern Morgen wieder in Bewegung, und fort geht's, du hast keinen Stallknecht gebraucht und keinen guten Geist, der dem Tiere gab, was es brauchte.

Also: zu Fuß oder im Auto?

Die Frage bleibt.

Ich liebe beides.

Alles zu seiner Zeit.

Heut' eine Wanderung, morgen eine Fahrt.

Am reizvollsten ist eine Verbindung beider Reisearten. Eine jede schafft Erholung von der andern. Man steigt aus dem Wagen, reckt die Glieder und empfindet einen Marsch als Genuß. Wenn man aber eine schöne Tour hinter sich hat, wie herrlich ist es da, in den Wagen zu steige und fahrend sich von den Strapazen zu erholen. Man hat sich nicht um den Fahrplan zu kümmern, und wenn es am Bahnhof wimmelt von heimkehrendem Volke, weißt du: dein Platz ist gesichert. Dein Weg ist auch nicht vorgeschrieben. Du brauchst nicht den Schienen zu folgen. Mitten durchs Dorf, an den schönsten Gärten geht es vorbei. Jeder Blume kannst du sozusagen die Hand reichen. Und wenn du den farbigen, lustigen Spruch lesen möchtest an einem alten Hause, stoppst du, du fragst, du plauderst mit den Vorübergehenden. Du bist mit allem verbunden, was auf und an der Straße geht.

Es brauchte eine gute Weile, bis ich dem Auto sein Recht gab. Es war nicht leicht, den begeisterten Fußgänger zu überzeugen, daß das Auto einem jeden Prächtiges zu bieten versteht.

2. Im Auto.

Just in diesen Tagen des Frühsommers hat es mir wieder ein Meisterstücklein geleistet. Drei Tage! Und eine Strecke, zu der ein gemütlicher Wanderer einen ganzen Monat gebraucht hätte. Eine Kinoreise! Gewiß! Aber sie schafft Zusammenhänge. Sie gibt Überblicke und zeigt in raschem Lauf, wie die Gegenden ineinanderwachsen. Daheim fährst du auf der Landkarte mit dem Finger an den Seen vorbei, über Pässe und Berge, du rückst über die Landesgrenze und bist plötzlich in Gegenden, da man dein angestammtes Idiom nicht mehr kennt, du brauchst fremdländische Devisen, und Leben und Sitten und Bräuche, Handel und Wandel sind anders geworden. Nicht im gleichen Tempo, wie du mit dem Finger auf der Karte reisest, aber doch wie geflogen tauschest du im Wagen Sprachen und Rassen, warme Himmelsstriche, nordische Gletscherregionen und üppige, italienische Zaubergärten. Es ist das Widerspiel der so leicht wechselnden Stimmungen, die dich am gleichen Tage bald beglücken, bald necken, jetzt aufjubeln und handkehrum erschauern lassen. Es ist auch ein Widerspiel des heutigen Lebenstempos. Man hastet durch die Tage und möchte im gefährlichen Drange, möglichst viel in diese wachen Stunden hineinzupressen, alle Höhen und Tiefen seelischer Erschütterungen durchkosten.

So hungert die heutige Zeit nach diesem Tempo. Einmal diesem Hange nachgeben zu können, schafft Befriedigung und Erleichterung.

So fuhr ich mit. Der Morgen war voll Sonne. Der Zürichsee ist immer eine Gnade. Man fühlt sich zu Hause. Er prunkt nicht mit Schönheit, obschon sie in verschwenderischer Fülle uns beschenkt. Hinter dem blendenden Schein

liegt ein köstlicher Schatz. Der Boden ist reich. Bunte Wiesen kleiden die Hänge. Die Bäume verheißen eine gute Ernte von Äpfeln und Birnen. Die Reben werden im Herbste tropfen von einem gesegneten Wein. Gemüse füllt die Gärten. Fruchtbarkeit lacht und strotzt aus allen Winkeln.

So eilen die Dörfer vorbei, und drüben am andern Ufer halten die andern Schritt. Von Strand zu Strand glitzern die Wasser, und am Hange wandern die dunkeln Heere der Tannen mit.

Wie ein guter Seismograph zeigt der Wagen die Beschaffenheit der Straßen an. Die kleinste Welle des Asphalts wird mit einer Erschütterung registriert. Wenn die Erhebungen kilometerweit sich wiederholen, mußt du dich auf die sichere Federung deines Fahrzeuges verlassen. Da gibt es sich von selber, daß man sich Betrachtungen und Beobachtungen hingibt über die Aufmerksamkeit, die die einzelnen Gemeinden, Bezirke und Kantone dem Straßennetz schenken. Und zum Lobe dieser Behörden sei es gesagt: sie haben alle eingesehen, daß jede Straße gepflegt sein will. Wo sie den Bedürfnissen der Gegenwart noch nicht oder nicht mehr entspricht, wird gebaut. So läßt man sich gerne einen Umweg, und manchmal einen recht weit ausholenden, führen, wenn man weiß: das nächste oder übernächste Mal flitzest du hier wie auf Sammet vorbei, und dein Kilometerzeiger darf auf 80 und 90 rücken. Du hast nichts zu befürchten. Die Straße wird breit sein und spiegelglatt.

Was für Summen wir heute auf unsere Straßen verwenden! Aber sie sind nicht auf die Straße geworfen. Sie dienen dem Ganzen und haben in Zeiten wirtschaftlicher Not manchem wertvolle Arbeitsgelegenheit geschaffen.

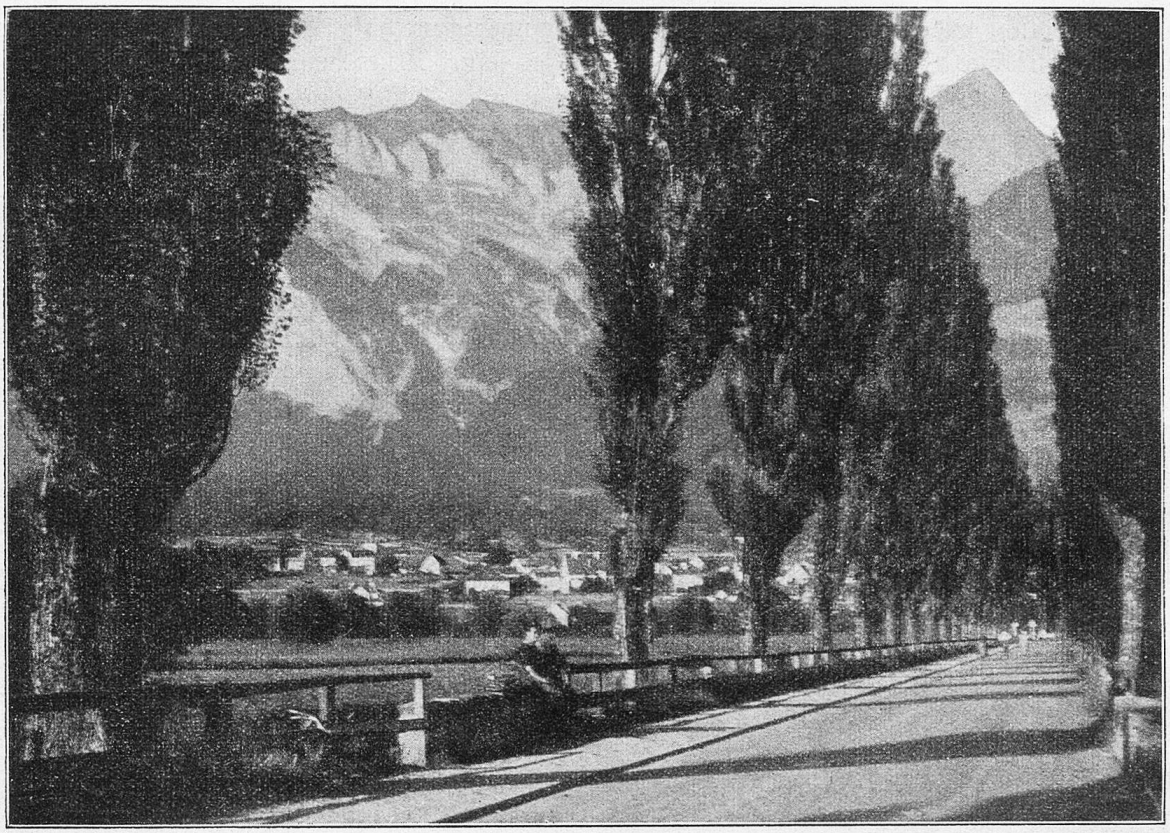
Im gemütlichen Winkel des Wagens wird man an manche Ausflüge früherer Tage und Jahre erinnert. Berge, Hügel und schöne Wanderziele winken herein, und eh man ihrer recht gedacht, rufen schon ein paar andere: weißt du noch? Luegeten, der Etzel, Rapperswil. Halt! Wie ist's möglich, schon reicht das Schwyzer Ländchen den Glarnern die Hand. Und hier sei gleich diesem wackern Völklein ein währschaftes Lob gesprochen. Der Umbau der Straße über den Kerenzer Berg ist nahezu vollendet. Was ist das für eine herrliche Fahrt auf dieser geradezu festlich anmutenden Chaussee! Freilich, die Umgebung hilft nach Kräften mit, aus der Tiefe leuchtet der Wallensee, von den Höhen herüber gucken die Zacken der Kurfirsten, Wasserfälle stäuben über die Felsen, und ein paar Höfe und Dörfer prangen in frühlingfrischen Matten.

Mitten in solchen Szenerien rührt sich der Fußgänger im fahrenden Gast. Halt, halt! ruft es in ihm jeden Augenblick. Er möchte verweilen, jeden überraschenden Ausguck auskosten, ins Gras liegen und ein idyllisches Ferienstündchen abhalten. Aber mein Fahrer ist ein ungeduldiger Kumpan. Doch, ich muß ihm recht geben: wo kämen wir hin? Noch weit ist das Ziel, eine unendliche Strecke liegt vor uns. Und der Fußgänger in mir prägt mir mit lauten Worten ein: das wird einmal ein köstliches Wandervergnügen: zu Fuß über den Kerenzer Berg!

Nach Wallenstadt geht's nun in raschem Lauf dem Bündner Land entgegen. Berge zur Linken, Berge zur Rechten, eine malerische Kirche auf einer waldigen Kuppe, ein Schloß, eine Ruine, eine noch rauchende Brandstätte. Gestern noch stand das Haus. So erfüllen sich Schicksale am Wege. Vorbei! Und fröhliche Bilder wischen die rauchenden Trümmer gleich aus dem Sinn.

Das Band des Filmes rollt und rollt. Unerschöpflich ist sein Hort. Sargans, das Schloß, was für eine imposante, malerische Feste! Und dahinter der kühne Gonzen, in dessen Innern während der Zeit des gesuchten und teuren Erzes sich Bergleute eifrig tummelten. Ragaz, der Kurort, auf der Höhe Wartenstein, und jenseits des Rheines Maienfeld, die Weinnester Jenins und Malans. Das sind alles Blätter eines köstlichen Bilderbuches. Jede Straßenwindung stöbert neue Überraschungen auf. Das Prättigau öffnet sich. Hinein und hinauf! Schiers, wo im Institut so eifrig gelehrt wird! Küblis! Das Ziel der Tausende von Skifahrern, die die klassische Parsenntour gemacht haben.

Das wandelnde Panorama führt mich immer mehr ins Labyrinth der Berge. Oben in Klosters rüsten sie schon auf die Sommersaison. Ein paar Gäste sind bereits da. Noch mehr müssen kommen. Eine Kurve, ein zäher Anstieg und nun eine unverhoffte Freude für die Kamera. Eine Herde von etlichen hundert Schafen wird vor uns her getrieben. Fremde Hüter in malerischem Aufzug und flinke Hunde drängen die Tiere zur Seite. Das ist ein Hüpfen und Drängen, ein Blöken und Rufen! Wie eine Lawine schiebt sich die eng aufgeschlossene Masse vorwärts, und knapp und mühsam zwängen wir



Maienfeld mit Falknis, mit Straßenzug nach Ragaz. Phot. Jacq. Wellauer, St. Gallen.

uns an ihr vorbei. Die armen Tiere sind müde. Sie schleppen sich mehr als daß sie wie Lämmer hüpfen. Die Spitze ist erreicht. Wir haben sie überholt, und frei liegt die Straße wieder vor uns. Ein See zur Linken, ein prächtiger Bergsee. Das Wahrzeichen von Davos. Mit dieser wirklich berückenden Überraschung begrüßt das sonnige Hochtal die vielen Kranken und Fremden, die hier oben Genesung suchen. Das frohe Bild weckt Hoffnungen. Die reine Luft der Wälder verspricht: ihr werdet uns nicht umsonst aufgesucht haben.

Wie hat sich plötzlich alles verwandelt! Vom kleinen bescheidenen Bergdörfchen ist nichts mehr zu sehen. Städtisches Leben hat sich aufgetan. Hotelpaläste erheben sich. Sie haben alle die offenen Zinnen für die Patienten. Wie Bienenstöcke sieht die Flucht dieser Veranden aus. Köpfe gucken hervor. Menschen liegen ausgestreckt. Das ist der „Zauberberg", auf dem sich ihnen das Wunder der Genesung erfüllen soll.

Und andere sind hier, um sich des Lebens zu freuen, sie wollen in die Berge klettern, sie wollen ihre Ferien machen, und wieder andere, sie wollen, sie müssen verdienen. Das heimtückische Leiden hat sie an den Ort gebannt. Sie dürfen nicht mehr in die Tiefe zurückkehren, heim! Schmerz geht um. Kummer lauert am Wege. Du sonnige Stadt der Genesenden, wie bist du von Schatten des Todes umlauert!

Ich schaue an die Uhr. Es ist just Mittag geworden. Die letzten Stunden haben mich in eine neue Welt getragen. Ich entsteige dem Wagen. Fast wirr ist mir im Kopf. Ich muß erst wieder versuchen, einen rechten Schritt zu machen. Die Räder stehen still. Aber hinter der Stirne rollt der Film noch weiter. Fetzen der Erinnerung fliegen vorbei, unzusammenhängende Bilder. Höchste Zeit ist's, daß ich mich sammle und wieder zu mir selber komme.

Wir haben ein gutes Mittagessen hinter uns. Der „Rover" hat sein Benzin, der Kühler das nötige Wasser. Wir sind zur Weiterfahrt gerüstet. Der Flüela ist offen, sagt man uns. Also hinauf, dem Engadin zu. Das Landwasser kommt uns rauschend entgegen, schöne Tannenbestände beleben den Weg. Dann wird die Umgebung wilder. Vom Frühling, den wir in Davos noch einmal erlebt, fallen wir unmerklich in den Winter zurück. Auf einmal ist er da. Kalte Lüfte wehen. Der erste Schnee flankiert die Straße. Und nun beginnt es zu regnen. Hu,

wie unfreundlich, wie nordländisch mutet die Steinwüste an! Die Vegetation wird dünn. Ein paar Sträucher und Gräslein, das ist fast alles, und noch vorhin lachte die Sonne, und die Gärten blühten in Davos. So vertauscht man im Wagen die Jahreszeiten und Klimate. Wie im Handumdrehen. Nein, es ist kaum zu glauben. Schon guckt das Dach des Flüela-Hospizes hervor. Ein paar Zahlen! Von rund 1550 Meter sind wir im Hui auf die Höhe von 2350 gestiegen. 800 Meter sind erklommen, und eine Strecke von 16 Kilometern ist zurückgelegt. Der Fußgänger, der einen mittleren Schritt anschlägt, braucht dazu seine vier Stunden. Und was zeigt unsere Uhr? Alle Achtung! Unser Wagen hat dieselbe Leistung in 40 Minuten vollbracht. Wir sind ihm dankbar, denn, wenn wir auf Schuhmachers Rappen hätten ausziehen wollen, es wäre uns manche Strecke ordentlich lang vorgekommen. Der Flüela gehört nicht zu den kurzweiligsten Pässen. Aber da sein östliches Ende das Engadin verheißt, wird ihm manche Eintönigkeit verziehen und vergessen.

Wir gönnen uns einen kurzen Halt auf der Höhe. Dann werfen wir uns in die Kurven des Abstiegs. Diese Windungen von 180 Grad mit einem kleinen Radius gehören nicht zu meinen Liebhabereien. Es gibt kitzlige Augenblicke, da man ins Leere schaut. Ein frecher Draufgänger brauchte dir von unten in die Kurve zu fahren, und wenige Zentimeter blieben, um aneinander vorbeizukommen, vielleicht auch keiner, oder ein Schräubchen oder ein Stänglein versagte, du wärst einem kritischen Zufall preisgegeben und schössest ins brausende Wasser, das im schmalen Tale rauscht. Mein Führer lächelt. Solche Aufgaben sind ihm ein Kinderspiel, eine besondere Freude, seine Sicherheit und Gewandtheit zu erproben. Er besitzt das volle Vertrauen in seinen Wagen und behält recht. So steuern wir ins Engadin hinunter, der Kilometerzähler schiebt unaufhörlich eine neue Zahl heran, die ersten Weiden begrüßen uns, die ersten Bäume, und dort drüben am Hange, hoch über dem Haupttale, ist das nicht schon ein Engadiner Dorf? Gewiß! Guarda, jene bodenständige Gemeinde mit den soliden Bauten und den engen Straßen, ein Feriendorado für müde Talmenschen.

Nun wird auch Süs nicht mehr weit sein. Wirklich, da blicken schon die neuen Dächer herauf, und plötzlich erinnert man sich, daß vor einigen Jahren ein böses Feuer das halbe Dorf eingeäschert hat. Das Unglück scheint vergessen zu sein. Neue Heimwesen sind erstanden, sauber schaut alles aus; möglich, daß das unheimliche Element viel Moder und Unbequemlichkeit mitgenommen hat.

Unwetterwolken dräuen. Von den höchsten Gipfeln hängt ein Schleier hernieder. Wo sind die berühmten Farben des Engadins? Das Blau des Himmels, das Silber der Gletscher, das Gelb der Matten, das Grün der Gärten? Die Lichter sind erloschen. Es regnet. Grund genug, ein eiliges Tempo anzuschlagen, um bald — vielleicht heute noch — italienische Sonne zu erobern.

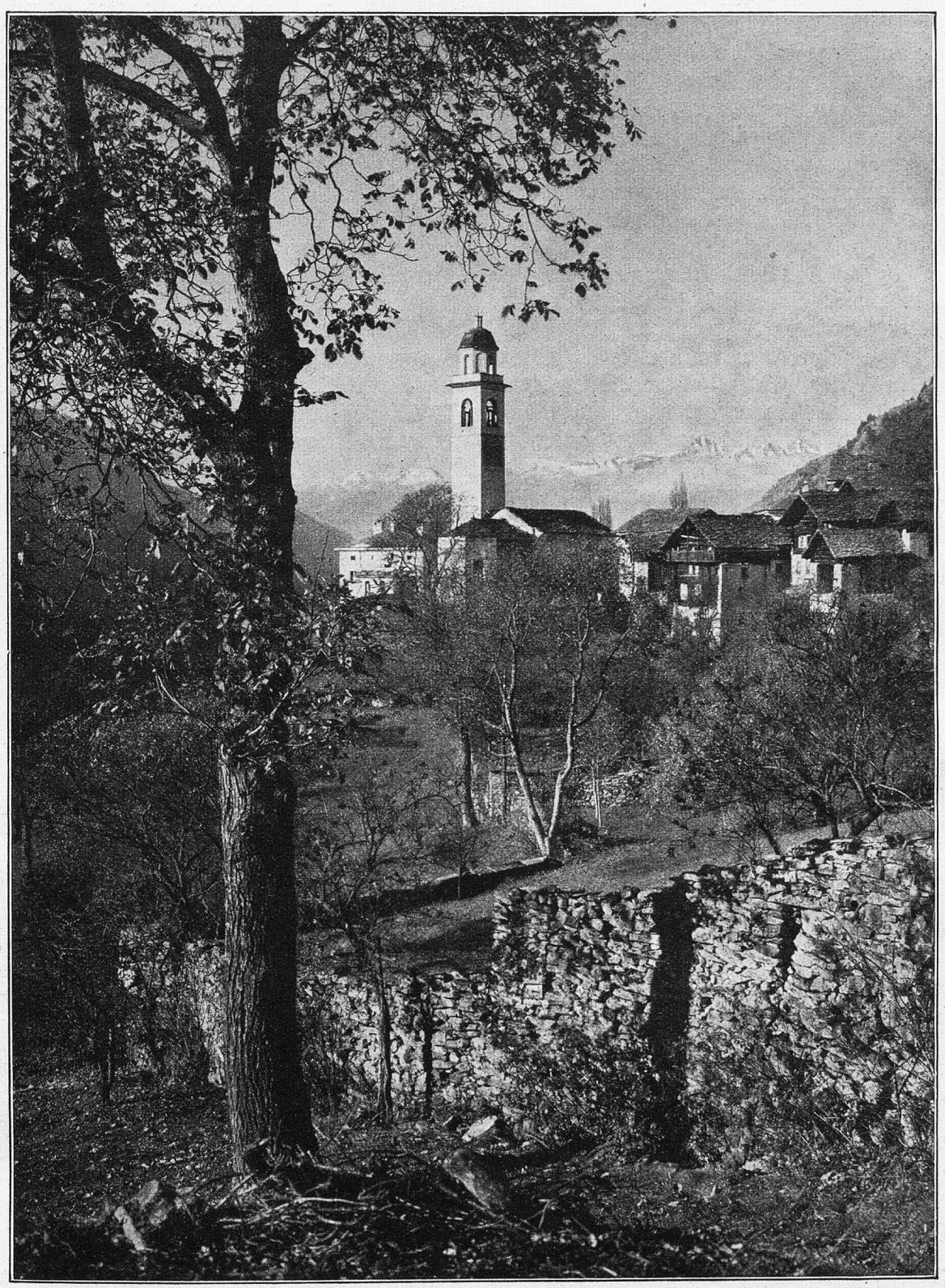
Zernez ist das Eingangstor in den Nationalpark. Wir lassen das stattliche Dorf im Rücken. Denn droben in den Bergen ist noch nicht die Zeit angebrochen, da die seltenen Blumen ihre Augen aufgeschlagen haben und das Wild in dichten Rudeln an leuchtenden Halden grast. Ein andermal!

Der Himmel ist unguter Laune. Er weiß nicht, was er will. Es ist ein ewiges Kämpfen mit Nebeln und Wolkenfetzen. Die Tropfen, die fallen, sie kränken uns nicht. Im Gegenteil. Die Fluren dürsten. Wochen fast unerträglicher Trockenheit haben sie hinter sich. Das Heu bleibt zurück. Die Bauern jammern. Jetzt atmen sie auf. Sie atmen auf im ganzen Schweizerland. Wenn es jetzt regnet, regnet es Gras und Butter, es regnet Frucht, es regnet Früchte, es regnet Most und Wein, und die Äpfel und Birnen fallen nicht mehr von den Ästen, weil die Zweige sie nicht mehr zu halten vermögen.

Also, sei willkommen, du lieblicher, freundlicher, gesegneter Regen!

In St. Moritz ist es still. Man glaubt ihm noch nicht, daß es ein Weltplatz ist. Wohl stehen die großen Hotelbauten da. Aber die Balkone sind geschlossen. Der große sommerliche Rhythmus schlummert. Wann wird er erwachen? Die gelben Alpenposten bringen noch keine Gäste. Schwach besetzt kommt so ein stattlicher Wagen daher. Die Einheimischen bestimmen noch stark Handel und Wandel. Bündnerische Gemächlichkeit gönnt sich Zeit. Abends um 5 Uhr — es ist freilich Samstag — sind alle Banken und Reisebüros geschlossen. Umsonst versuchst du da und dort, für Schweizerfranken ein Häuflein Lire zu kaufen. An diesem internationalen Platze, wo die Fremden aller Welt zusammenströmen. Wir stehen doch immerhin im Juni.

Der Abend ist da. Wir dürfen nicht säumen,



Soglio, Bergell. Phot. J. Feuerstein, Schuls-Tarasp.

wenn wir heute noch über die Grenze wollen. So fahren wir den Seen von Silvaplana und Sils entlang. Ist da nicht jeder Stein, jede Blume am Weg, jede Bucht und jeder Felskopf ein herrliches Spiel der Natur? Motive für den Maler liegen auf der Straße, sie überfallen ihn. Keiner kommt an ihnen vorbei, ohne Stift und Pinsel gerührt zu haben. Drüben im stillen Friedhof von Maloja wollte Segantini begraben sein. Und später hat Hodler mit seinen Augen die Größe dieser Landschaft enthüllt.

Ein letztes, köstliches Abenteuer steht uns noch bevor, die Abfahrt ins Bergell. Das breite Band der Straße ist kühn auf den steilen Abhang gelegt. Eine Kurve mündet in die andere. Es ist ein heikles Karussellfahren. Aber der Boden ist gut. Die Ränder sind durch ein Mäuerlein eingefaßt. So fühlt man sich sicherer als auf manchem andern Passe. Und doch, man atmet auf, wenn man auf der obersten Stufe des Bergells angelangt ist, bei den ersten Häusern von Casaccia. Wie eine mächtige Treppe, in sechs Absätzen senkt sich das Tal südwärts. In Chiavenna befindet man sich nur noch 300 Meter über Meer, und auf Maloja waren es noch 1800. Was für eine Wandlung hat sich auf diesen 1500 Metern Höhenunterschied vollzogen! Man ist in einen ganz andern Himmelsstrich geraten. Vom kahlen Gestein rückte man ins Land der Kastanienbäume, der Reben und Zypressen. Schon die eng zusammengebauten Dörfer mit ihren schmalen, mit Platten belegten Straßen, mit ihren Laubengängen und Trattorien, Vicosoprano, Stampa, Promontogno und ganz besonders der Grenzort Castasegna verraten deutlich, daß man sich dem Land der Sonne nähert. Der Grenzübertritt verändert das Bild nicht mehr. Aber man freut sich unbändig, daß das schöne Tal bis so weit hinunter noch uns, den Schweizern, gehört, und man weiß, was für ein gesunder und starker Schweizerschlag hier festgesessen ist. Die guten Geschlechter schafften Tradition, so spricht auch die Geschichte hier unten ein gewichtiges Wort. Eine Ruine wie Castelmur oder das heute noch bewirtschaftete Salis-Schloß in Soglio bezeugen, wie viel Kultur schon in alter Zeit das Bergell besaß. Die mächtige, ausgezackte Mauer der Berge, die Bondascagruppe und die gewaltigen Hüter des Albignatales schaffen einen Hintergrund, der von unerhörter Bildhaftigkeit ist. Die Bergeller Berge bezwingt nur, wer als zäher Kletterer vor den schwierigsten Aufgaben nicht zurückschreckt.

Interessant, ja von wehmütigen Gefühlen begleitet ist für uns die Tatsache, daß das üppige Tal bis Chiavenna hinunter beinahe drei Jahrhunderte hindurch den Bündnern gehörte. Sie schickten bis 1797 ihre Vögte nach Cleven, in die Heimat der Clevner Reben. An diese Zeit, da die Schweiz ihren Fuß so weit hinunter in den Süden setzte, erinnert noch der große, stattliche Salis-Palast in Chiavenna. Man müßte hier länger verweilen, um das romantische Städtchen am Ufer der Maira ganz würdigen zu können. Eines ist sicher: es besitzt eine herrliche Umgebung. Sonnengesegnete Rebenhänge und kühne Felspartien schaffen dem Orte einen imposanten, zaubervollen Rahmen.

Wir verlebten hier eine stimmungsvolle, sternenreiche Nacht. Das Wetter nahm die beste Wendung. Wir gingen durch die stillen Gassen. In den Gasthäusern herrschte Ruhe. Wer nach Chiavenna geht, um gesellschaftliche Zerstreuung zu suchen, kommt nicht auf seine Rechnung. Er findet aber einen genügsamen und ansprechenden Volksschlag. Im Frühjahr oder Herbst hier ein paar Tage zu verbringen, dürfte ein lohnendes Unternehmen sein.

(Schluß folgt.)

Wer wußte je das Leben recht zu fassen.

Wer wußte je das Leben recht zu fassen,
Wer hat die Hälfte nicht davon verloren
Im Traum, im Fieber, im Gespräch mit Toren,
In Liebesqual, in leerem Zeitverprassen?

Ja der sogar, der ruhig und gelassen,
Mit dem Bewußtsein, was er soll, geboren,
Frühzeitig einen Lebensgang erkoren,
Muß vor des Lebens Widerspruch erblassen.

Denn jeder hofft doch, daß das Glück ihm lache,
Allein das Glück, wenn's wirklich kommt, ertragen,
Ist keines Menschen, wäre Gottes Sache.

Auch kommt es nie, wir wünschen bloß und wagen:
Dem Schläfer fällt es nimmermehr vom Dache,
Und auch der Läufer wird es nicht erjagen.

Platen.